Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 23 (1947-1948)
Heft: 7

Artikel: Misstrauen, das nicht am Platze war : Antworten auf unsere Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069203

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Misstrauen, das nicht am Platze war

ANTWORTEN AUF UNSERE RUNDFRAGE

Die gefährliche Schlafstätte

Da saß ich abends fünf Uhr im Restaurant des American-Hotel. Eigentlich hatte ich in Amsterdam nichts zu tun. Ich war nur hierher gekommen, um mich über die Fr. 9.80 zu freuen, die ich eingespart hatte — mit dem Visum nämlich, das man seit einiger Zeit nicht mehr brauchte. Auch weil ich wieder einmal die (in südlichen Ländern angebrachte) ständige Sorge los sein wollte, mein Gepäck könnte gestohlen werden.

Aber ich hatte noch kein Zimmer. Das Hotel war voll. Auch im Parkhotel drüben an der Stadhouderskade war kein Zimmer mehr frei. Amsterdam ist groß, dachte ich, und hat viele Hotels. So machte ich mich auf den Weg, Richtung Centraal Station, betrat wohl an die 20 Hotels, bekam aber überall die gleiche bedauernde Antwort. Als ich wieder vor dem Bahnhof stand, blieb mir nichts anderes übrig, als die breiten Straßen mit den guten Hotels zu verlassen, nach rechts zu biegen, in einen Stadtteil, wo die Straßen schmäler und schmutziger werden. Ebenso die Hotels. Das erste war voll, auch das zweite. Er kenne aber eine Frau, die ein paar Zimmer vermiete, ganz in der Nähe, sagte der Portier. Ich dachte an Neapel und wollte dankend ablehnen. Der Portier stand aber schon am Telephon. « Sie haben Glück; es ist noch ein Zimmer frei. »

Ich war müde, mein Widerstand schwach. Ich gab ein Trinkgeld und nahm den Zettel, auf dem eine Adresse stand. « Gerade um die Ecke rechts », erklärte der Portier dazu.

Die Frau war dick und schlecht gekleidet, was allerdings in Holland nicht auffällt. Sie war aber auch schmutzig. Immerhin sprach sie etwas Englisch, etwa so wie ich Holländisch. Der Portier hatte mich wohl als Engländer angekündigt. Drei Gulden wollte sie für Zimmer mit Frühstück. Das war nicht sehr viel, immerhin genug für diese schäbige Bude. Meine Freundin hätte sich an der Aussicht entzückt. « Romantisch », hätte sie gesagt. Eine lärmige Matrosenpinte gegenüber; ein ausgefranstes Seil mit ein paar Wäschestücken diagonal über den blindendigen schmutzigen Wassergraben gespannt.

Ob ich einen Paß habe, fragte die Alte.

« Im andern Koffer », sagte ich, « und der ist noch auf dem Bahnhof. »

« Ach so », sagte die Alte. Ich erwartete, daß sie mit den Augen zwinkere, aber sie tat es nicht.

In der gleichen Etage waren noch zwei Zimmer; im einen wohnte eine Indo-

nesierin mit einem Äffchengesicht; aus dem andern vernahm ich von Zeit zu Zeit ein trockenes Husten. Ich ging früh zu Bett. Wanzen fand ich keine. Trotzdem war am andern Morgen mein linker Arm stark verstochen. Ontbijt, das Frühstück, brachte die alte Frau aufs Zimmer. Es war ausgezeichnet. Die nächsten beiden Tage ging ich nach Noordwijk und Veghel, um Bekannte zu besuchen.

Am dritten Tag kam ich gegen 11 Uhr von einem Morgenspaziergang ins Hotel zurück. Auf der Treppe begegnete ich der Alten. Sie fragte mich, wie lange ich noch bleibe.

« Mindestens zwei Tage. »

Ich zog mich um fürs Mittagessen. Beim Weggehen besann ich mich, wie jedesmal, wenn ich das Zimmer verließ, ob ich es abschließen und den Schlüssel mit mir nehmen sollte. Ein Portier war ja nicht da. Ich schloß ab, ließ aber den Schlüssel im Schloß. Wertsachen hatte ich keine, und schließlich mußte die Frau die Kammer in Ordnung halten können. Als ich wegging, hörte ich die Alte in einer Ecke mit einem Matrosen leise, hastig sprechen. Sie verstummten plötzlich, sobald sie mich sahen. Trotz des Halbdunkels erkannte ich den Mann. Ich hatte ihn am Tage vorher in der düstern Schenke nebenan gesehen. Er hatte eine häßliche Sattelnase und war schlecht rasiert; hinter seinen violetten Lippen staken drei braunschwarze Zähne. Aus dem rechten Auge tropfte Eiter und überhaupt ... er sah nicht vertrauenswürdig aus.

Als ich nach dem Mittagessen zurückkam, hörte ich, unten auf der Treppe stehend, wie eine Türe sachte zugezogen wurde und hastige Schritte, die sich entfernten. Ich vermutete sofort, daß jemand soeben mein Zimmer verlassen hätte. Ich eilte die zwei Treppen hinauf, und richtig: die Türe war nicht mehr abgeschlossen. Rasch trat ich ein und sah mich um. Sogleich bemerkte ich, daß die Hose, die ich an dem Nagel an der Türe aufgehängt hatte, nicht mehr da war. Hatte ich sie vielleicht in den Kasten gehängt? Ich suchte auch da, fand sie aber nicht, entdeckte hingegen bald, daß auch zwei Hemden verschwunden waren.

Ich hatte es ja geahnt. Ich setzte mich aufs Bett und überlegte. Sicher steckte der häßliche Matrose dahinter. Wahrscheinlich arbeitete die Alte mit ihm zusammen. Sie dachte wohl, ich hätte keinen Paß und würde mich deshalb hüten, mich an die Polizei zu wenden. Die hatte sich aber geirrt. Zuerst wollte ich sie zur Rede stellen und ihr mit der Polizei drohen. Ich suchte sie im ganzen Hause, ohne Erfolg. Da hörte ich über mir ein Knarren im Gebälk; Schritte. Ich stieg auf allen vieren — so steil waren die Treppen — die Stufen hinan, bis ich an eine geschlossene Falltüre kam. Ich wollte sie öffnen, da vernahm ich wieder den hinkenden Schritt. Der Matrose! durchzuckte es mein Rükkenmark. Ich hatte Angst. Rasch stolperte ich wieder die Treppen hinunter. Ich habe ohnehin eine Abneigung gegen Falltüren. Das kommt vom Film. Dazu noch der Matrose mit dem eiternden Auge.

Fluchtartig verließ ich das Haus, entschlossen, die Polizei zu avisieren. Vor der Polizeistation, am Bahnhof, zögerte ich. Sollte ich nicht doch mit der Alten reden? Ich ging am Polizeiposten vorbei — zur Schalterhalle. Den Nachmittag verbrachte ich in Haarlem und kam erst gegen Nacht zurück. Ich hatte nichts gegessen, ging aber noch in eine Bar und leerte einige Borrels in meinen leeren Magen. Das gab mir Mut. Jetzt wollte ich die Alte zur Rede stellen, aber ich fand sie wiederum nicht. Ich ging ins Bett und überlegte, ob die Alte am nächsten Morgen wohl wieder das Frühstück bringen werde, und was ich ihr sagen sollte. Bald schlief ich. Ich träumte von einem Matrosen, dem statt der linken Hand ein eiserner Haken aus dem Rockärmel ragte, und von einer stillen Gracht, in der Menschen leise glucksend spurlos verschwinden.

Schweiß stand mir auf der Stirne, als ich erwachte und die Alte das Frühstück auf den Stuhl neben meinem Bett stellte. Aber schon war sie wieder draußen. Ich rief ihr. « Hallo, Mevrouw! » Es dauerte keine zehn Sekunden, da war sie zurück.

Ich hatte mich inzwischen geräuspert, um sie gleich recht tüchtig anfahren zu können. Doch ich brachte keine Silbe über meine Lippen. In der rechten Hand hielt sie meine tadellos gebügelte Hose, in der linken die beiden Hemden, gewaschen und geplättet. Sie legte sie auf den andern Stuhl und fragte: « Haben Sie etwa noch Socken zum Flicken? »

Ich schämte mich so sehr, daß ich wieder auf die Suche nach einem Hotelzimmer ging. Da fand ich auch — ich glaube, es war an der Kalverstraat — ein feines großes Hotel, über dessen Eingang eine riesige Schweizer Fahne flatterte. Das Hotel hieß auch irgendwie so. Glücklich, wieder einmal schweizerdeutsch reden zu können, fragte ich den Portier in unserem Dialekt, ob noch ein Zimmer frei sei. « Ich bedaure, wir sprechen hier nicht Tschechisch », antwortete er schnippisch auf französisch. Ein Zimmer war trotzdem noch zu haben. Hätte man nicht meinen Paß verlangt — ich glaube, ich wäre dort noch eine ganze Woche als Tscheche ein- und ausgegangen.

***

Der Mann mit dem stechenden Blick

Es mögen nun bald 30 Jahre her sein, daß ich die nachfolgende Geschichte erlebt habe. Es ist eine einfache Begebenheit, und doch hat sie mich fürs spätere Leben bei Tun und Lassen beeinflußt. Als elftes Kind einer rechtschaffenen, aber nicht begüterten Familie und als Jüngster war es meine Obliegenheit, nach Schluß der Schule jeweils die Einkäufe zu besorgen. Ich mußte zu jenem Bäcker oder Schuster, Krämer, aber seltener zum Metzger, der nicht am nächsten unserer Wohnung, sondern am billigsten war, wenn auch nur um einige Rappen, denn meine Mutter mußte mit Rappen rechnen.

Bei diesen Einkäufen begegnete ich immer einem Manne, der einige Häuser oben in unserer Gasse wohnte. Böse Zungen munkelten, daß er mit Weib und Kind nicht gut auskäme, obwohl niemand Genaues wußte. Er war mir höchst unsympathisch. Sein scharfgeschnittenes Gesicht, sein stechender Blick und forschender Gang hatten etwas Abstoßendes. Entgegen meiner Erziehung grüßte ich den Mann nie bei unseren täglichen Begegnungen auf demselben Trottoir, trotzdem wir uns mit Namen kannten. Dieses Nichtgrüßen erfüllte mich mit Genugtuung, und stolz schritt ich an ihm vorüber, dem damals etwa 40jährigen Arbeiter. Man munkelte eben über ihn, und Mißtrauen und Abneigung verstärkten sich bei abendlichen wortlosen Begegnungen.

Eines Tages fiel sein 4jähriges Töchterchen zum Fenster des zweiten Stockes hinaus und lag heulend auf der Straße. Glücklicherweise hatte es nur einen Arm gebrochen. Das Gemunkel der Nachbarsfrauen verstärkte sich! « Was ist das für eine Familie, die nicht einmal auf das Kind aufpaßt! »

Der Unfall mit seinem Töchterchen gab meiner Abneigung und meinem Mißtrauen dem Manne gegenüber die, wie mir schien, innerliche Berechtigung. Ich verachtete ihn noch mehr als zuvor. Wortlos, aber mit höhnischem Gesicht ging ich als damals erst Elfjähriger an ihm vorüber. Oh, wie ich dieses Gesicht mit den stechenden Augen haßte. Ich glaubte, auch er würde mich am liebsten ohrfeigen.

An einem Novemberabend — mein Bruder und ich hatten eben aus zwei alten Velos ein ganzes zusammengebastelt (es hatte sogar eine Rennlenkstange). Mein Herz jubilierte, denn sofort wollte ich eine Probefahrt damit machen. Ich verließ heimlich das Haus durch die Hintertüre, als gerade der Laternenanzünder mit seiner Stange beschäftigt war, die Gaslaternen anzuzünden. Es dunkelte stark, Licht am Velo hatte ich keines, aber das Rad lief fabelhaft.

Eben hatte ich den Häuserblock umfahren, bog dann in unsere leicht abschüssige Gasse hinein und wollte das Letzte aus dem Wundervelo herausholen. Den

Kopf fast auf der Rennlenkstange, legte ich mich auf die Pedale und flog durch die Gasse ... ja, ich flog ..., denn ich hatte etwas angefahren. Ich lag auf dem Straßenpflaster. Ein sirenenhaftes Geheul ließ mich umblicken: Ein kleiner Bub rannte davon und schrie wie am Spieß nach der Mutter. Mein Wundervelo war durch den Sturz entzwei. Noch etwas anderes sah ich am Boden: ein blechernes Milchkännli mit ausgeschütteter Milch. Nun wurde mir der Zusammenhang erst klar. Ich hatte den Buben überfahren, hatte ihn überhaupt nicht gesehen.

Verdattert erhob ich mich. Aus einem nahegelegenen kleinen Hotel kam gestikulierend und in hochdeutscher Sprache schimpfend eine aufgeregte Frau auf mich zu, an ihrem flatternden Rock den immer noch heulenden Buben. Ich war mir meiner hundertprozentigen Schuld bewußt, da ich höchst unvorsichtig und zudem ohne Licht gefahren war. Die Frau schrie etwas von Ersetzen der Milch und von Durchprügeln. Ich dachte an Flucht. Da kam plötzlich aus dem Halbdunkel ein Mann mit ausgestrecktem Arm auf mich zu. Entsetzen erfaßte mich, es war der « Unsympathische »! Eiskalte Angst kroch mir durch den ganzen Körper. Nun aber geschah das Wunder: « Da nimm! », sagte mein Feind, « hol dem Kleinen Milch », und er drückte mir ein Geldstück in die Hand.

Dann bemerkte er zu der Frau, die Sache sei nun erledigt, sagte das auch zu den inzwischen angesammelten Neugierigen, lüftete den Hut und verschwand.

Ich holte frische Milch, raffte die Trümmer meines Velos zusammen und trottete wie im Traum nach Hause.

An jenem Abend war ich früh im Bett. Ich schämte mich tief in die Matratze hinein.

Ich schämte mich dermaßen, daß ich meine Besorgungen nur noch auf Umwegen machte, um meinem Wohltäter nicht mehr zu begegnen. Später zog er fort. Gedankt habe ich ihm nie. Es sei deshalb an dieser Stelle nach bald 30 Jahren nachgeholt.

***

Der Mädchenhändler

« Nimm dich vor den Mädchenhändlern in acht! » Diese Ermahnung beschloß meist die lange Reihe von Ratschlägen, die mir meine entsetzten Bekannten mitgaben, als ich eine Erzieherinnenstelle in Südamerika antreten wollte. Da ich mit meinen Arbeitgebern reisen konnte, benötigte ich die guten Ratschläge vorläufig nicht. Auch war die Gegend, in der ich mich ein Jahr lang aufhielt, so abgelegen, daß ich nicht zu fürchten brauchte, einer jener dunkeln Geschäftsleute würde dorthin seine Jagdgründe verlegen. Als ich dann ganz allein die Heimreise antrat, mußte ich hoch und heilig versprechen, in keinem Hafen bis nach Amsterdam das Schiff je zu verlassen.

In einem trostlosen, im Sande erstickenden Hafennest hatte ich mich einzuschiffen. Drei Dampfer rollten weit draußen in der starken Dünung. Ein einziges Motorboot wartete am Steg auf die Passagiere, die eben von einem Landausflug zurückkehrten. Als ich mich auf der schmalen Bank niedergelassen hatte, meinen Geigenkasten auf den Knien, fühlte ich, daß ich beobachtet wurde. Mir gegenüber saß ein eleganter, noch jüngerer Herr. Von so blendender Eleganz war er, wie kein seriöser, ehrlicher Schweizer sie zur Schau stellt. Ich merkte ganz gut, wie er mich mit heimlicher Belustigung betrachtete. Mir wurde unbehaglich zumute, und ich betete inständig: « Lieber Gott, laß diesen Menschen nicht mit dem gleichen Schiff reisen wie ich. » Doch ich mußte erleben, daß dieser verdächtige Mensch mir auf die Schiffstreppe half, wofür ich ihm mit dem einheimischen « muchas grazias » kurz dankte. Da zuckte ein kleines Lächeln um seine Mundwinkel. Verwirrt stieg ich vor ihm die Treppe hinauf.

Warum hatte er gelacht? Nun sollte ich einundzwanzigjähriges, unerfahrenes Ding mehr als einen Monat lang neben diesem wahren Filmbild von Manne leben. Entweder machte er sich lustig über mich schüchternes Mädchen, oder er lachte, weil er mich schutzlos seinen dunkeln Plänen ausgeliefert sah. Alle die Ratschläge meiner besorgten Bekannten wurden wieder wach, und ich beschloß, auf der Hut zu sein.

Zwar nahm ich entgegen meinen Versprechungen an allen Landausflügen teil, denn sie wurden von einem Schiffsoffizier geleitet. Schließlich war er verantwortlich, daß er uns wieder vollzählig auf das Schiff brachte.

Doch einmal geschah es, daß der elegante Fremde und ich durch den Verkehr von den andern abgeschnitten wurden. So stand ich denn allein mit ihm auf der Hauptstraße des großen Freihafens am Panamakanal. Was sollte ich tun? Niemals hätte ich den Weg zum Schiff allein zurückgefunden. Aber merkwürdig, wie ich nun in dieser längst gefürchteten Situation war, siegte die Abenteuerlust, die mich ja zu dieser weiten Reise getrieben hatte. Die prachtvollen Schaufenster, die im Winde sich wiegenden Palmen, das bunte Getriebe der Mischlinge verdrängten die Bedenken. Den ganzen Nachmittag bestaunte ich die Herrlichkeiten aller Herren Länder, betrat chinesische, japanische, indische Läden. Mein Begleiter kaufte großzügige Geschenke für seine Freunde ein, wobei ich ihm helfen durfte. Als er aber auch mir ein Geschenk anbieten wollte, tönte die Ermahnung meiner Mutter in meinen Ohren: «Laß dir nie von einem Herrn etwas schenken, wenn er dir nicht nahe steht!» Mein Begleiter quittierte das Abweisen seines Geschenkes mit dem schon bekannten belustigten Lächeln.

Unterdessen hatte ein gewaltiger Tropenregen zu rauschen begonnen. Während wir noch zögernd auf der Schwelle des Ladens standen, flüchtete sich ein älterer Herr zu uns, ein Passagier unseres Schiffes. Die beiden Herren luden mich ein, im nächsten Erfrischungsraum das Unwetter abzuwarten. So saß ich bald allein mit ihnen in einem kleinen Restaurant. «Gefangen wie in einer Mausefalle», hörte ich im Geiste die besorgten Stimmen meiner Bekannten jenseits des Ozeans. «Wenn Sie in dieser Stadt verloren gehen, so sind Sie ebenso unauffindbar wie eine Stecknadel in einem Heustock», hatte mir am Morgen noch ein Reisender gesagt.

Aber wenn ich ehrlich sein wollte, so mußte ich gestehen, daß das Benehmen des verdächtigen Herrn den ganzen Nachmittag lang von einer korrekten Freundlichkeit gewesen war.

Doch da geschah etwas, was mir völlige Klarheit brachte. Kaum hatte der Negerboy die Gläser aufgetragen, so erfaßte Monsieur Claude mein leeres Glas, goß ein wenig aus der Flasche ein, zog aus der Tasche ein sauberes, schneeweißes Tüchlein und begann mein Glas sorgfältig auszureiben. Dann stellte er es vor mich hin mit den Worten: «Sie müssen hier mit den Gläsern vorsichtig sein, wenn Sie nicht eine häßliche Krankheit bekommen wollen.»

Und ich saß da und schämte mich, wie ich mich kaum je geschämt hatte.

Als der Regen aufhörte, war es höchste Zeit für uns zur Rückkehr. Rasch brach die Tropennacht herein. Bald bemerkte ich an der Nervosität Monsieur Claudes, daß wir uns verirrt hatten. Aus allen Löchern schien die Stadt Spukgestalten auszuspeien. Die Laternen warfen ihr Licht auf die maskenhaften Gesichter von Mischlingen aller Rassen. Aber ich fühlte mich unter Monsieur Claudes Schutz sicher vor dieser fremden Nachtwelt.

Als endlich unser Schiff in Sicht war, sagte mein Beschützer zu mir: «Sie sind mein Schutzengel gewesen.» Ich starrte ihn sprachlos an. Da fuhr er fort: «Diese Hafenstädte sind für Männer gefährlicher als für Frauen.»

Seither habe ich ein bei uns allzu oft zitiertes Sprichwort auf folgende Weise abgewandelt:

«Ein goldener Kern muß nicht unbedingt in einer rauhen Schale stecken.»

***

Der Studienwechsel

Ich habe seinerzeit mein Studium als Maschinen-Ingenieur in einer Rekordzeit abgeschlossen, so daß ich bereits mit 21 Jahren das Diplom des Polytechnikums in der Tasche hatte. Mit einer gewissen Selbstgerechtigkeit entrüstete ich mich immer über Kommilitonen, welche das Studium unmäßig in die Länge zogen, indem sie zwei, drei, ja vier, fünf und sechs Semester mit mehr oder weniger getarntem Nichtstun zubrachten oder gar nach einigen Semestern die Fakultät wechselten.

In diesem Sinn sprach ich auch oft mit meinem Neffen, der zugleich mein Göttibub war und dem ich das Studium der Germanistik bezahlte. Der junge Mann, den ich — da ich kinderlos bin — wie einen eigenen Sohn liebte, war zum Glück sehr fleißig. Es traf mich deshalb wie ein Blitz aus heiterem Himmel, als er mir ein Jahr vor dem Abschluß eröffnete, er habe seinen Plan, Deutsch- und Geschichtslehrer zu werden, aufgegeben, er wolle Medizin studieren. Obschon mir die Gründe, die er vorbrachte, eigentlich einleuchteten und ich wußte, daß niemals die Angst vor dem Examen oder die Flucht vor der Praxis das Motiv dieser Berufsänderung sein konnte, so versteifte ich mich doch darauf, gemäß meinen oft verkündeten Grundsätzen, ein Exempel zu statuieren. Ich erklärte meinem Neffen, in diesem Fall könne er auf keinen Rappen mehr von mir rechnen. Gleichzeitig kanzelte ich ihn dermaßen ab, daß er zornentbrannt das Haus verließ mit den Worten, er werde keinen Fuß mehr über meine Schwelle setzen.

Mein Neffe fand dann einen andern Verwandten, der ihm ein größeres Darlehen gewährte. Er betrieb sein Medizinstudium mit einer wahren Leidenschaftlichkeit. Heute hat er eine glänzende Praxis und ist in seinem Fach allgemein als Kapazität anerkannt.

Wir haben uns dann nach einigen Jahren ausgesöhnt, aber das schöne Verhältnis, das uns früher verband, konnte nicht wiederhergestellt werden. Es war ein Sprung da, der sich nie mehr zusammenleimen ließ.

Ich hatte durch Mißtrauen eine Beziehung, die mir über alles wertvoll war, zerstört, und zwar weniger durch gefühlsmäßiges Mißtrauen, als weil ich mich sozusagen moralisch zum Mißtrauen verpflichtet fühlte.

***

Die verdächtigen Geschenke

Welchen Unfug Mißtrauen in einer Ehe anrichten kann, mußte ich als junge Ehefrau erfahren.

Da ich als Braut von meinem Manne nicht gar zu sehr verwöhnt worden war, erstaunte ich nicht wenig, als er mir nach etwa einjähriger Ehe eines Tages plötzlich Blumen heimbrachte. Ich freute mich nur halb darüber, da ich mich sofort fragte: Warum? Es war weder Geburtstag noch Namenstag oder ein sonstiger Festtag. Aber ich fragte nur mich und nicht ihn. Und dies war ein Fehler.

Als sich die unbegründeten Geschenke in Form von Schokolade, Parfum und sonstigen Kleinigkeiten wiederholten, da wurde mein Mißtrauen immer stärker. Welchen Grund mochte mein Mann haben, mich plötzlich zu verwöhnen? Da stimmte etwas nicht!

Und doch konnte ich nichts herausfinden. Ich wurde immer unglücklicher und gereizter, bis ich eines Tages dem ahnungslosen Gatten die geschenkte Schachtel Pralinés vor die Füße warf und ihm erklärte, er möge seine Reuegeschenke behalten. Ich wisse schon, daß er mich betrüge und damit seine Schuld abzuzahlen gedenke. So verblüfft sah ich meinen Mann noch nie. Er wußte wahrscheinlich kaum, ob er sich ärgern oder lachen sollte. Er entschloß sich aber zum letzteren. Als ich

mich einigermaßen beruhigt hatte, bat er um eine Erklärung.

Ich warf ihm natürlich vor, daß es doch verdächtig sei, wie er mich beschenke. Was ihm denn auch in den Sinn gekommen sei? Die Antwort war ganz einfach. Da wir finanziell besser standen als früher, fand mein Mann, daß er es sich doch leisten könne, mir von seinem größeren Taschengeld etwas zugute kommen zu lassen. Insbesondere da ihm sein Kollege im Ingenieurbüro diesbezüglich ein Vorbild war. Wenn er allerdings gewußt hätte, welchen Kummer mir seine Aufmerksamkeiten bereiten würden, so hätte er es sich zweimal überlegt, bevor er mir etwas nach Hause gebracht hätte.

Die Erklärung war logisch, und so mißtrauisch war ich denn doch noch nicht geworden, ihm nicht zu glauben. So endete dann die Szene doch noch gut. Die Begebenheit aber war mir fürs ganze Leben eine Lehre, daß allzuviel Mißtrauen schlechte Folgen haben kann und daß es falsch ist, einer guten Handlung gleich einen berechnenden Nebenzweck unterschieben zu wollen.

***

„Ladri" in Italien?

Ich kenne die vergnügliche Geschichte eines jungen Malers, der, tiefbeglückt und von den herrlichsten Erwartungen erfüllt, ein erstesmal nach dem gelobten Italien reiste. Schon auf der Fahrt durchs Tessin sättigte er sich an der Vorfreude, die mühsam errungenen italienischen Brocken, wenn auch noch zögernd, an den Mann zu bringen. Genauer gesagt, an seine tessinischen Kompatrioten, die immer zahlreicher den Wagen nach Mailand bevölkerten. Die harmlose Freude, mit der die liebenswürdigen fratelli ticinesi seine kümmerlichen Sprachversuche entgegennahmen und sich vergnüglich daran ergötzten, ließ ihm das Herz bald so warm schlagen, daß er, als der Zug endlich im Hauptbahnhof von Mailand einfuhr, mit seinen Reisekameraden bereits dicke Freundschaft geschlossen hatte. Er bewegte sich im Zuge

Einige Sonnenstrahlen im Frühling — die ganze Welt scheint vergoldet — Und ausserdem noch ein Los in der Tasche . . . .

ZIEHUNG DER LANDES-LOTTERIE 13. APRIL

HAUPTTREFFER Fr. 50 000.–

Einzel-Lose zu Fr. 5.– und 5er-Serien zu Fr. 25.– mit einem sicheren Treffer und fünf weiteren Gewinnchancen oder Serien zu 10 Losen Fr. 50.– mit zwei sicheren Treffern sind bei allen Losverkaufsstellen und Banken erhältlich. Einzahlungen an Landes-Lotterie, Zürich, VIII 27 600.

der schwerbefrachteten, wankenden Gestalten dem Ausgang des internationalen Bahnzentrums zu, als gehörte er zu dem vergnüglichen Trüpplein.

Als selbstverständlich war auch vereinbart worden, daß man sich für die Weiterfahrt nach dem Süden wieder zusammenfinden wolle. Für die paar Stunden Aufenthalt in der Großstadt wurde die Bagage dem « deposito bagaglio » übergeben.

« Quanti pezzi sono ? ! » rief der Dienstbeflissene hinter der Schranke. « Allora quanti? — uno, due, tre?! » — wurde, da die Antwort nicht prompt genug einsetzte, bereits ungeduldig geforscht. Denn neue Scharen drängten sich an den Schalter heran. Einer der neuen Freunde zählte rasch und ohne Umschweife die aufgereihten Gepäckstücke und nahm der Einfachheit halber auch gleich den nigelnagelneuen Malerkoffer dazu, dessen Empfang ihm, zusammen mit den verböhlten Köfferchen, auf einem Schein quittiert wurde. Er ließ ihn, mit einem sichtlichen Schmunzeln der Befriedigung, sorgfältig zusammengefaltet in seiner Rocktasche verschwinden. Erst zu spät dämmerte in dem Maler, der im entscheidenden Augenblick die Situation nicht erfaßt hatte, der Argwohn. Er hatte den wertvollen Pfandschein für seinen gesamten Reisebesitz in die Hände eines Fremden gehen lassen, der möglicherweise, trotz des durchaus harmlos scheinenden Gebarens, zu der gefürchteten Klasse der « Lazzaroni » gehörte.

Da der Gute diese schlimme Möglichkeit wohl oder übel nicht außer acht lassen durfte, blieb ihm, wenn er seines Besitzes sicher bleiben wollte, keine andere Wahl, als auf das beschauliche Durchstreifen der fremden Stadt auf eigene Faust zu verzichten. Wie eine Klette mußte er sich an die Gesellschaft hängen und ihr als Polizist auf Schritt und Tritt folgen. So blieb er ihr unfreiwilliges Opfer die geschlagenen fünf Stunden ihres Aufenthaltes in Mailand.

Schwenkte das Trüpplein zum Beispiel in ein Café ein, er mußte mit. Wurde

die Elektrische erklettert, um rascher den Domplatz zu erreichen, er mußte mit. Wohl oder übel mußte er auch mit, wenn die steilen Windungen zum Dach des Domes erstiegen wurden, und mußte der Unruhe seiner Reisegefährten folgend auch gleich wieder hinunter, obschon er lieber auf der Höhe mit beschaulichem Malerauge die herrliche Rundsicht genossen hätte. Nichts, aber auch nichts blieb dem Geplagten erspart, denn unstillbar schien der Drang seiner Gefährten zu sein, die Fülle der Stadtsehenswürdigkeiten restlos auszuschöpfen. Nicht einen Augenblick durfte er den verdächtigen Gepäckscheinträger aus dem Auge lassen. Riß er ihm aus, und sei es nur auf einen Augenblick, um für ein menschliches Bedürfnis auszutreten, er mußte ihm auf dem Fuße folgen, so gut wie in eine Osteria, wenn den Verdächtigen Hunger oder Durst überkamen.

Doch selbst das Schlimmste hat ein Ende hienieden und durchaus nicht immer das erwartete mit Schrecken. Am Bahnhof wurden endlich mit dem dubiosen Schein die deponierten Schätze ausgelöst und ohne jeden Hinterhalt an die entsprechenden Inhaber verteilt. Wobei auch der Maler seinen Besitz, um den er unnötig gebangt hatte, wieder ausgehändigt erhielt. Es geschah dies so selbstverständlich harmlos, daß er sich nur schämen konnte seines ungerechtfertigten Mißtrauens, das er für die friedlichen, grundehrlichen Leutchen gehegt hatte.

So empfand es der Reiseneuling als eine gerechte Sühne, daß ihm sein kurzer Mailänder Aufenthalt so arg verteufelt worden war.

***

Sie sah gar nicht kränklich aus

Es war im Frühsommer 1943. Viele Männer in unserem Dorf waren im Aktivdienst. Mit doppelter Kraft und doppeltem Eifer mußten wir Frauen zum Rechten sehen.

Ein harmonisches Familienleben beruht auf dem Gefühl der Geborgenheit. Für sein Fortbestehen selbst nach dem Tode des Vaters bietet die Familienversicherung der

NEUENBURGER

Lebensversicherungsgesellschaft
die beste Gewähr

Sitz der Gesellschaft: Neuenburg, rue du Bassin 16, Tel. 5 22 03

Was blieb mir anders übrig, als mein Mann und mein Sohn plötzlich für unbestimmte Zeit einrücken mußten, als neben der Hausarbeit auch die Stallarbeiten zu besorgen. Ich mußte jeden Morgen und jeden Abend sechs Kühe melken. Zwei Pferde, drei Rinder und vier Kälber wollten ihr Futter haben. Jeden Morgen um 4 Uhr mußte ich ins Feld, um einen Wagen Gras zu holen. Wenn nicht mein 75jähriger Vater und mein 12jähriges Töchterlein mir beigestanden wären, ich hätte mir mit dem besten Willen nicht mehr zu helfen gewußt.

Auch unser Lehrer als Fourier mußte einrücken. Das war schließlich nicht so schlimm, er ließ kein Bauerngewerbe im Stich. Doch seine Frau, eine Verkäuferin aus der Stadt, die in unser Dorf geheiratet hatte, jammerte sehr.

« Wer tuet jetzt de groß Garte umestäche und apflanze, wänn de Maa furt isch? Wer tuet s Güüleloch leere und d Himbeeristude bschütte? » Sie habe es auf dem Herz, klagte sie, und es sei ihr nicht möglich, draußen zu arbeiten.

Was war das für eine Art! Lächerlich, wenn man an die große Mehrarbeit der andern Frauen dachte! Und tatsächlich ließ sie den Garten mit Gras überwachsen und kümmerte sich nicht im geringsten um den Aufruf « Mehranbau ». In den Sitzungen des Frauenvereins wurde die Lehrersfrau äußerst unfreundlich empfangen. « So eine haben wir nicht nötig, so eine wird das nächstemal nicht mehr als Präsidentin gewählt werden. »

Das Geschwätz im Dorf steigerte sich immer mehr. « Sie simuliert, stellt sich krank in einer Zeit, wo alle Frauen das Doppelte arbeiten müssen, wo das Vaterland uns Frauen so dringend braucht. »

Wir verachteten sie.

Mein Mann ist Präsident der Schulpflege. Er ging einmal zu ihr und erklärte ihr, daß ihr Verhalten ihrem Mann in seiner Stellung als Lehrer schade, und wies auch auf die im Frühjahr stattfindenden Neuwahlen hin. Doch sie weinte nur und sagte, sie sei krank, und es sei ihr einfach nicht möglich, nur das Nötigste zu tun.

Doch niemand glaubte ihr. Wir haßten diese faule Städterin, die immer schöne Kleider trug und aus dem Fenster, im Polsterstuhl sitzend, uns Bauern zusah, wie wir draußen in der ärgsten Hitze unser Heu heimbrachten. Und sie sah etwa gar nicht kränklich aus. Sie war eine große, stramme Frau.

Doch eines Tages, wir waren gerade beim Mittagessen, kam die Arbeitslehrerin und meldete in größter Aufregung, daß die Lehrersfrau gestorben sei. Sie erzählte: « Ich ha mit ere z Mittag gässe, und sie häd mer allerlei verzellt vo ihre Eltere, vo ihre Juged, vo ihrem Ma . . . und uf eimal isch si ab em Stuhl gfalle, und woni si ha welle ufnäh, isch sie scho tot gsi. » Die Lehrersfrau war, eine Woche bevor ihr Mann entlassen wurde, an einem Herzschlag gestorben.

Wir trugen die vollen Schüsseln wieder in die Küche zurück. Uns allen war der Hunger vergangen.

Die Todesnachricht ging wie ein Lauffeuer durch das Dorf. Aber niemand sprach von dem Unglück. Wir alle schämten uns.

Im großen, überwucherten Garten des Schulhauses blühten allerlei Blumen. Damit machten die Schulkinder einen wunderschönen Kranz, der den ganzen Sarg deckte.

Es war ein langer Leichenzug. Trotz des schönen Wetters — es war mitten in der Ernte — gab das ganze Dorf der Toten das letzte Geleite. Die Bauern standen in ihren schwarzen Sonntagsgewändern um das Grab herum, den Hut in der Hand, den sie in der letzten Zeit vor der Lebenden nicht mehr abgezogen hatten.

***